Das Schöne, das Banale, das Einfache

Autor(en): **Scherer, Otto**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Karton : Architektur im Alltag der Zentralschweiz**

Band (Jahr): **- (2010)**

Heft 17

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-378628

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Schöne, das Banale, das Einfache

von Otto Scherer

Wenn Wohnen und Zusammenleben schon nicht einfach sind, sollten wenigstens für dieses komplexe Geschehen Räume und Formen von durchdachter Einfachheit zu finden sein. Vor allem unsere neuen Siedlungsgebiete sind oft vom Anspruch individueller Baugestaltung, weniger aber von Schönheit durch Einfachheit geprägt.

Jedes Mal, wenn ich am Bahnhofkiosk die Postkarten durchstöbere, stelle ich fest, dass die abgelichteten Häuser und Häusergruppen praktisch ausnahmslos älteren Datums sind. Meist sind sie hundert Jahre alt oder mehr. Der Landenberg, die Dorfkirche, der Dorfplatz, das Rathaus. Keine Ansichtskarte vom Sonnenberg, keine vom Chatzenrain, keine vom Schoried, keine von all den neueren Überbauungen landauf, landab. Es drängt sich eine Frage auf: Weshalb fehlt in den Postkartenauslagen die Architektur unserer Zeit? Wo steht die aktuelle Baukultur, dass man sie ausser Acht lassen kann? Ist es vermessen zu sagen, diese Karten gefielen einem wahrscheinlich nicht sonderlich? Die Überbauungen, wie sie sich als Ganzes, als Ensemble präsentieren, lassen kein Herz höher schlagen. Das ist überall so, nicht nur in Obwalden. Ich rede hier – wohlverstanden – (noch) nicht von den einzelnen Häusern. Warum, frage ich mich etwas tiefer, warum gelingt den am Baugeschehen Beteiligten, den Architekten, Planern, Bauherren, Investoren, Behörden keine qualitativ vergleichbare Entsprechung zu den Vorbildern unserer Vorfahren? Liegt denn die Baukultur nur hinter, nicht auch vor uns? Dass das Alter eben heutzutage sehr hoch im Kurs stehe, damit kann man sich nicht herausreden.

Nicht über Geschmack streiten …

Das gängige Sprichwort könnte eine Ausflucht liefern. Sie ist aber fragwürdig. Geschmack nimmt man wahr mit dem Gaumen. Dieser ist subjektiv. Ausser der Köchin stört es niemand, wenn einer, die Nase rümpfend, sagt: «Diese Suppe esse ich nicht!» Niemand stört es, wenn er einen Teller Pommes frites mit Ketchup zur Delikatesse erklärt. Den Geschmackbegriff, obwohl hier nicht zutreffend, verwendet man unbeschadet auch bei der Mode. Dass Herr X eine scheussliche Krawatte trägt, stört bestenfalls seine Frau. Hier wie dort könnte man sagen, dass sich, wo das Subjekt zuständig ist, die Allgemeinheit nicht einzumischen hat.

… oder etwa doch?

Wie verhält es sich nun bei Fragen der Planung? Wie bei der Architektur? Soll man dazu ebenfalls schweigen? Wer baut, beansprucht mit Berufung auf seinen individuellen Geschmack das Urteil gerne allein für sich. Anders als bei der Suppe oder bei der Krawatte haben wir es beim Bauen und mehr noch beim Planen mit einschneidenden, kulturellen Leistungen zu tun, die uns alle betreffen. Sie sind öffentlich. Wir können ihnen nicht ausweichen. Ein ästhetisches Ärgernis hinterlässt einen weit und dauerhaft wirkenden Fussabdruck. Wer an einer positiven Er-

Neues Wohnhaus in Soglio. (Architekt Armando Ruinelli, Soglio; Foto Evelyn Hofer, New York)

scheinung und Entwicklung seiner Gemeinde interessiert ist, den wird es nicht kalt lassen, wie sich deren Gesicht verändert, hin zum Guten oder zum Schlechten. Er wird schauen, zuhören, mitreden, mitstreiten.

My home is my castle!

Ich höre ihn, den Einwand. Aber vielleicht liegt gerade hier ein Problem. Mit der Industrialisierung und der Individualisierung primär im 20. Jahrhundert setzte eine kaum gehemmte Aufwertung des menschlichen Egos ein. Das Schlagwort vom individuellen Geschmack kam da gerade recht. «Auf meinem Grund und Boden bestimme ich. Die Bauordnung, diese Kröte, habe ich gerade noch geschluckt. Sonst redet mir keiner da rein.» So ungefähr tönt es herüber von den Parzellen. Was früher Häuser waren für Individuen, sind heute individuelle Häuser. Mit jenen der Nachbarn haben die wenigsten etwas gemein. Jeder Auftraggeber findet einen Architekten, der seinem individuellen Geschmack zudient. Jedes Haus gibt sich extravaganter als das andere. Es ist oft so einzigartig, dass es bei einem Verkauf nur mit teurem Geld auf ein neues Individuum zugeschnitten werden kann. Der klein karierte Architekturwettlauf um Besonderheiten erzeugt vor allem Banalität, nichts Ganzes, nichts ehrlich Gefreutes. Die Postkarte kann man sich sparen.

Was du nicht willst, das man dir tut,
das füg auch keinem andern zu.

Das Sprichwort ist ein anachronistischer Imperativ, der früher das Zusammenleben von Menschen regelte. Heute ist er aus der Mode gekommen. In Neubauquartieren sind sie versammelt, die Exklusiven, Aussergewöhnlichen, Originellen, die Chalets, Land- und Blockhäuser. Uralte Qualitätsprädikate wie gewöhnlich (wohn-lich, vertraut), konventionell (erprobt, bewährt), bescheiden, einfach, harmonisch usw. scheut man wie der Teufel

das Weihwasser. «Hallo, schaut her! Ich bin das schönste von allen!», höre ich die Häuser schreien. Ein solcher Anspruch ist vermessen. Lieber würde man hören: «Hallo Nachbarn, ihr guten, lasst mich zu euch gesellen. Ich bin sicher, dass wir uns gut vertragen.»

Hier wäre auf die alten Städte hinzuweisen, wie wir sie gerne im Urlaub besuchen, wo sie dann unsere Herzen erfreuen. Gründe für das ansprechend harmonische Bild sind dort eine übergeordnete Stadtidee oder ein organisches Wachstum, eine gewisse Gleichartigkeit, eine Hierarchisierung nach der Bedeutung der Bauten, eine grosse Sorgfalt bei der Erneuerung, ein Dazwischen von Strassen, Plätzen, Höfen und Parks dem dieselbe Aufmerksamkeit zukommt wie den Bauten. Die exklusiven Lagen auf dem Hügel oder an den Plätzen sind Repräsentationsbauten, dem Rathaus, der Kirche, dem Gerichtsgebäude vorbehalten.

Augenfälliger noch als in den neueren Überbauungen sind überschäumende Ambitionen im bereits überbauten Gebiet, am deutlichsten in den historischen Dorfkernen. Was als Gemeinsames, als Ganzes ursprünglich gemeint war, liesse sich hier mit einer sorgfältigen Analyse feststellen. Diese lieferte die Grundlage für jede Planung und setzte der Architektur einen Rahmen. Bauherren und Architekten sind aber leicht verführbar zum Exklusiven, wörtlich zum «Ausschliesslichen». Die Sprache verrät sie. Sie setzen an beliebigen Orten Akzente, kreieren Dominanten, entwickeln Unikate, suchen das Aussergewöhnliche. Das Einfache, Gewöhnliche, Konventionelle ist in Misskredit geraten. Noble Zurückhaltung, das Inklusive, ist nicht ihr Ding!

Der Wakkerpreis

Hier lohnt es sich, einen Blick auf den Wakkerpreis des Schweizer Heimatschutzes zu werfen. Mit dem Preis werden politische Gemeinden für beispielhaften Ortsbildschutz ausgezeichnet. Er wird seit 1972 jährlich verliehen. Zu Beginn wurden vor allem Gemeinden geehrt, die besondere Anstrengungen für den Erhalt von historisch gewachsenen Ortskernen und Altstädten unternahmen. Beispiele dafür sind: Stein am Rhein, Wiedlisbach, Guarda, Ernen, Solothurn.

In jüngerer Zeit wurden aber primär Gemeinden geehrt, die ihr Ortsbild unter aktuellen Gesichtspunkten weiterentwickeln und aufwerten. Dies kann zum Beispiel die Neunutzung alter Industriebauten oder die gelungene Verknüpfung von alter und neuer Bausubstanz sein. Beispiele dafür sind Grenchen, Altdorf, Biel, Sursee, Turgi, Uster, Vrin.

Die Kriterien, die für den Wakkerpreis zu erfüllen sind, würden als Leitlinien jedem Gemeinwesen gut anstehen:

— sichtbare, qualitative Weiterentwicklung und Aufwertung des Ortsbildes unter zeitgenössischen Gesichtspunkten;
— respektvoller Umgang mit alten Siedlungsstrukturen und der bestehenden Bausubstanz;
— aktiver Einsatz für überdurchschnittliche architektonische Qualität, wobei die Gemeinde mit gutem Beispiel vorangehen muss;
— aktuelle Ortsplanung begünstigt Entwicklung im Sinne des Wakkerpreises;
— für die Gesamtbeurteilung zusätzlich massgebend sind Landschafts- und Umgebungsschutz, Nachhaltigkeit, Verkehrsplanung und Wohnqualität.

Das Einfache

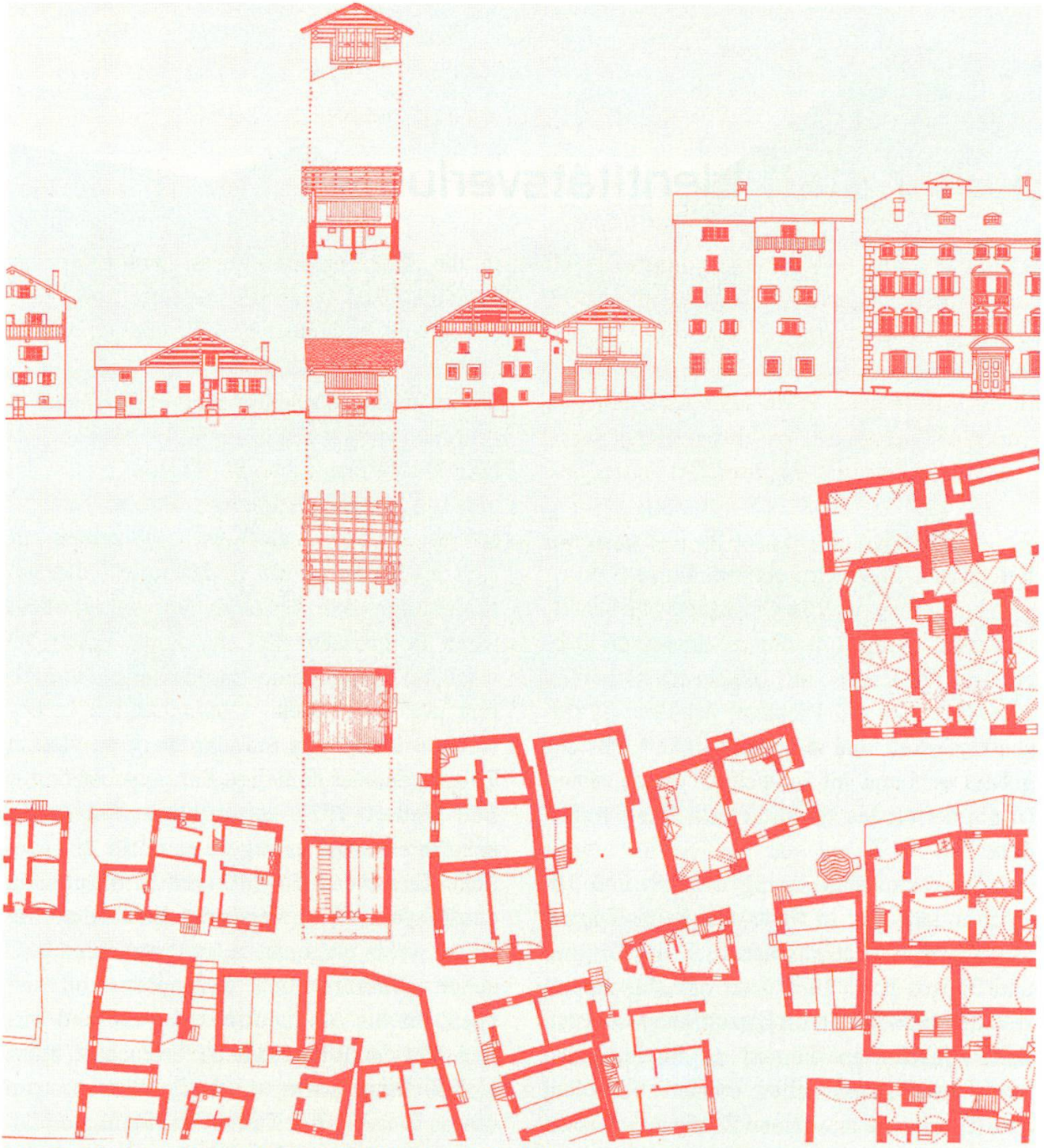
Ob es einen Ausweg gibt aus dem Dilemma? Einer, der sich zeitlebens mit der Problematik auseinandergesetzt und Lösungswege

aufgezeigt hat, war Michael Alder, der im Jahr 2000 verstorbene, mit Obwalden verbundene Basler Architekt und Architekturprofessor. Die Quintessenz seines Lebenswerks waren wohl die Typologie-Untersuchungen von Bauten in Bündner und Tessiner Bergdörfern. Typologie, was ist damit gemeint? Alder erarbeitete mit seinen Studenten einen rationalen Zugang zur jeweiligen Bautradition der untersuchten Dörfer, z. B. in Soglio, in Soazza, in der Alta capriasca. Dabei ging es ihm nicht um die romantisch pittoresken Aspekte. Durch sachliche Analyse führte er die Bauten auf ihre Urformen zurück. Durch das Abstrahieren der bewährten Erscheinungen auf die innere Ordnung von Grundrissen und Fassaden liessen sich sowohl Grundtypen als auch – ebenso wesentlich – die Abweichungen davon verstehen und begründen. Er fand Kontinuitäten von räumlichen Qualitäten. Die durch genaues Hinschauen gewonnenen Erkenntnisse hat er mit seinen Studierenden meisterhaft aufgearbeitet, dargestellt und in verschiedenen Büchern publiziert. Die gewonnenen Einsichten fanden immer wieder einen zeitgemässen Ausdruck in seinem architektonischen Werk und wirkten weit darüber hinaus.

Nicht alles neu erfinden

Michael Alders spezifische Prägung als Architekt und Lehrer gründete zu einem guten Teil auf diesem Fundament. Man muss nicht alles neu erfinden, würde er heute sagen. Man könne sich an Typologien halten, den vielfach bewährten Lösungsmustern einen zeitgemässen Ausdruck verleihen. Das gilt im Grossen wie im Kleinen, im Siedlungsbereich wie im einzelnen Haus. Alders Interesse galt dem Komplexen, vielfach Bewährten, auf das man immer wieder zurückgreifen, das man aktualisieren, neu interpretieren, variieren konnte. Ihn interessierte nicht das Spektakel, nicht das Expressive, Exzentrische, nicht das Unikat und schon gar nicht das Beliebige. Das Unkonventionelle zu reproduzieren, lohnte sich in seinen Augen nicht. Ihn störten allein schon die Begriffe. Er war nicht rückwärtsgewandt, aber wenn schon Erfindung, dann stellte er höchste Ansprüche an sie. Bei ihm musste sie so durchschlagend gut sein, dass sie wieder zur Konvention mutieren und noch und noch wiederholt werden konnte. Ihn interessierte die Kontinuität, das Gemeinsame, Verbindende. «Die neue Einfachheit», das «einfache Bauen», diese Begriffe wurden nicht zuletzt mit Blick auf sein Werk geprägt. Michael Alder hatte eine komplexe, tiefe und breite Sicht auf die Dinge. Diese hat er als Lehrer vermittelt. Etliche Begriffe hat er geradezu umgepolt: Das Gewöhnliche, Konventionelle, Selbstverständliche, Einfache erschien in neuem Licht. Er fasste unsere aktuelle Kultur und sich selber nicht auf als den End- und Höhepunkt der Erkenntnis. Vielmehr blickte er fasziniert und respektvoll zurück auf die vieltausendjährige Geschichte unserer Kultur und liess, wo immer es ging, seine Beobachtungen einfliessen in seine Arbeit, so in der Schule, in seinem Büro, in seinem Alltag. Die Einfachheit wird nicht selten in die Nähe der Einfalt gerückt. Welch ein Irrtum! Die beiden sind die äussersten Gegenpole der menschlichen Ausdrucksfähigkeit.

Unter einem Baumeister verstehen wir gemeinhin etwas anderes als unter einem Architekten. Als die Zeitschrift «DU» 1992 in einem Heft über «Neuere Architektur in der deutschen Schweiz» Michael Alder mit Blick auf sein Werk als Baumeister apostrophierte, überraschte und freute ihn das. Leider gibt es so wenige von der Art.



Lernen vom Bewährten anhand von historischen Typologien. (aus «Soglio, Siedlungen und Bauten», herausgegeben von der Fachhochschule beider Basel, Abteilung Architektur, Birkhäuser 1997)

Less ist more! (Ludwig Mies van der Rohe, Architekt (1886-1969)

Otto Scherer, geb. 1939, Architekt FH, 1965–70 selbständiger Architekt in Partnerschaft mir Herbert Oberholzer in Rapperswil SG, 1970–2004 bei Metron in Brugg. 1980–99 Professor an der Architekturabteilung der Fachhochschule Beider Basel, wohnhaft in Windisch, Autor von «EIHOLZ – Eine Kindheit im Zentrum der Welt», 2005 Limmat Verlag Zürich.